

Thesen

These 1: Es gibt kein Zurück in die Einfach

Weder scheint der kirchliche Mitgliederschwund seinen Tiefpunkt erreicht zu haben noch der Fachkräftemangel der Caritas ungebrochen zu sein. Der Bedarf an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern mit konfessionskirchlichem bzw. christlichem Hintergrund ist größer, als ihn der Arbeitsmarkt erfüllen kann. Weder sind Christen und Christinnen noch Katholiken und Katholikinnen ein einheitlicher Block. Sie sind spirituell hochgradig pluralisiert. Auf allen Ebenen der Caritas – bis in die Teamarbeit hinein – ist nicht mehr von einem fraglos gegebenen spirituellen Einverständnis auszugehen. Dies gilt es zunächst einmal ernsthaft wahrzunehmen, wenn die Caritas weder stagnieren noch große Bereiche ihrer Arbeit externalisieren, d. h. veräußern, will.

These 2: Es braucht eine Zurückbindung

Ohne Wertbindung keine Caritas. Sie trägt sie im Namen, der unaufgebar mit der Gottesliebe verknüpft ist. Wie diese ist auch jene grenzenlos, gilt sogar den äußeren und inneren ‚Feinden‘ – biblisch etwa dem römischen Soldaten (Mt 8,5–13), den Zöllnern und Sündern (Lk 5,27–30). Gott selbst wurde, wie es der Philipperbrief (2,6–11) hymnisch schreibt, wie ein Sklave. Für die Angehörigen des Christentums liegt seine tiefste Inspiration in der Vorstellung einer „Liebeserklärung Gottes an die Menschen“, einer „aus Gott quellenden und zu ihm zurückkehrenden Liebe“. Zu dieser Liebesgeschichte gehört nicht nur der „größte Revolutionär der Religionsgeschichte“, der das „Antlitz des bedingungslos liebenden Vaters zum Vorschein“ brachte. Zu dieser Liebesgeschichte gehört auch der bunt-schillernde Randseiter des Samariters (und die Samariterin), der biblisch ins Zentrum des jesuanischen Gleichnisses gerückt wird: ein Gottgläubiger zwar, aber ein Andersgläubiger, Unorthodoxer, des Heidentums Verdächtiger. Er löst bis heute Kontroversen unter den Christinnen und Christen aus, geht die Geschichte vom Samariter doch tatsächlich einen „Schritt auf dem Weg zu einer universalen Regemoral“. In der ‚caritas‘ ist Vielfalt gewollt, nicht nur auf ihrer Adressatenseite, sondern auch auf ihrer Geberseite. ‚Caritas‘ in der Vielfalt kann nur der ‚caritas‘ der Vielfalt folgen. Das Motto hierfür könnte von Abbé Huvelin, dem geistlichen Begleiter von Charles de Foucauld, übernommen werden: „Wenn man einen Menschen bekehren will, so soll man ihm keine Predigt halten; das beste Mittel ist nicht, ihm zu predigen, sondern zu beweisen, dass man den Betreffenden liebt.“

These 3: Vielfalt ist ein Epochenzeichen der Zeit

Vielfalt zeigt sich nicht nur in der organisierten Caritas, sondern auch in der Diakonie und anderswo, in den Wohnquartieren ebenso wie in Organisationen, etwa im Berufsfußball. Es gibt destruktive und konstruktive Umgangsweisen mit Vielfalt. Die konstruktive Herausforderung lautet, diese Zeichen der Zeit zu sehen, sie im Licht des Evangeliums zu deuten und kreativ wie lernend zu gestalten. Die Botschaft lautet: „Gott liebt die Welt, nicht einen Idealmenschen, sondern die wirkliche Welt. [...] Während wir unterscheiden zwischen Frommen und Gottlosen, Guten und Bösen, Edlen und Gemeinen, liebt Gott unterschiedslos den wirklichen Menschen.“ An der Sportart Nummer eins in vielen Ländern lässt sich konstruktiv lernen, „wie kulturell-ethnische Pluralität mit National- und Lokalidentitäten zusammenfließen und wie sich neue

Identitätsausformungen ergeben“ können. Herkunftsland, Muttersprache oder Hautfarbe können den Zusammenhalt vieler Gemeinschaften nicht mehr garantieren, auch nicht sozialer Ausschluss oder physischer Gewalteinsatz.

These 4: Vielfalt konstruktiv gestalten

Zusammenhalt ruht selbst wieder auf vielfältigen Voraussetzungen, ist ein komplexes und selbst wieder veränderliches Geschehen. Der konstruktive Umgang mit Vielfalt hat neuartige Mechanismen sozialen Zusammenhalts hervorgebracht sogenannte relationale Mechanismen. Ehedem vorherrschende Mechanismen sozialer Integration beruhen auf substantialistischen und essentialistischen Zuschreibungen (,Wir Deutsche‘, ,Wir Badener‘, ,Wir Franken‘, ,Wir Katholiken‘). Sie werden zwar nicht beseitigt, aber durch neue, durch relationale Mechanismen ergänzt und erweitert. Relationale Mechanismen des Zusammenhalts und der Zugehörigkeit sind durch den spezifischen Handlungskontext bestimmt und fragen zum Beispiel nach dem Leistungsbeitrag für das Team oder nach den zweckbezogenen Kompetenzen. Auf das Mannschaftskonzept kommt es etwa im Fußball an, auf die ,Technik‘, den ,Spirit‘. Weder die Professionalität noch die Liebesfähigkeit im Sinne von ,caritas‘ binden sich essentialistisch an die Grenzen von Sprachen, Territorien und Hautfarbe, auch nicht an die Konfessionen und Weltanschauungen. Selbst der fremde Samariter war caritasfähig und hat das Not-Wendige getan – aus der Sicht des Gleichniserzählers selbst, der kein Samariter war, sondern aus Galiläa stammte. Die organisierte Caritas der spirituellen Vielfalt ist herausgefordert, die ausschließliche Orientierung an essentialistischen Reduktionen zu überwinden und das Spannungsverhältnis von spiritueller Vielfalt und Zusammenhalt durch die Entwicklung von relationalen Vielfalts-Konzepten kreativ zu gestalten.

These 5: Vielfalt aus tiefster Inspiration gestalten

Ohne „essentialistische Ankerpunkte“ kann Vielfalt nicht erfolgreich durch relationale Mechanismen gestaltet werden. Die Frage der ,Mischung‘ muss empirisch durch die Praxis erprobt werden. Ohne die Erinnerung an den, der „Gesten, Symbole, Ausmalungen des neuen Lebens versucht und neue Bedeutungen gesetzt“ hat, bleibt eine Caritas der spirituellen Vielfalt ohne ihre tiefste Inspiration. „Er hat nicht nur neue Begriffe und neue Wörter gefunden. Er hat das Leben neu inszeniert. Er ist nicht ohne die Dramatisierung des neuen Lebens ausgekommen. Er hat nicht nur gesagt: Gott liebt euch und liebet einander. Er hat dieser Liebe sein Pathos gegeben, seinen Tanz, seinen Ausdruck und seine Sinnlichkeit. Er war ein Prediger und Dramaturg. Er hat nicht nur Freundschaft gestiftet, sondern auch Gesten dieser Freundschaft erfunden und ihr Zeichen gesetzt: Brot und Wein, Öl und Wasser, Segnungen und Umarmungen, Fußwaschung [...] Gesten des Lebens.“ Diese Neuinszenierung des Lebens lebt „von Grenzüberschreitungen und von Sinnlichkeit. Nicht der korrekte Vollzug war für ihn wichtig“. Wichtig war für ihn „das Leben selbst, das in die Zeichen drängt“.

These 6: Anerkennung statt Beherrschung

Will die Caritas diesen Zeichen und den Zeichen der Zeit entsprechen, kann sie „unterschiedliche religiöse Überzeugungen [...] nicht mehr als Negationsform des Anderen“ betrachten. Sie ist ,Teil‘ der Kirche, nicht einer Sekte, die als Minorität der heroisch Reinen und „Elite der Berufenen“ sich „der Welt schroff gegenüber“ stellt und

die Ungläubigen bekämpft. Die Kirche ist dagegen „die große Erzieherin der Völker, die wie alle Erzieher Stufen- und Reifeunterschiede zu machen versteht und ihr Ziel nur durch Anpassung und Konvivenz erreicht“. Differenzakzeptanz statt Homogenisierungszwang; Dialog, statt Dialogverweigerung; Anerkennung statt Abwertung; Aushandlung statt Anweisung; Verständigung statt Durchsetzung können nur Stichworte sein, um entsprechende Haltungen und Kommunikationen für eine Caritas der Vielfalt anzudeuten. Eine Formelsammlung ist nicht alles und kann das Rechnen nicht ersetzen. Und eine am Glaubensbekenntnis orientierte Dogmensammlung nicht das Glauben. Doch hält das Credo „die Hoffnung aufrecht, dass es sich lohnt, angesichts der kniffligen Aufgaben, die das Leben stellt, mit Gott zu rechnen – und mit dem, was er in den Menschen hineingelegt hat“.

These 7: Schwellen statt Grenzen

Gestaltete Vielfalt orientiert sich nicht am Bild der Grenze, sondern an der Metapher der Schwelle. Eine Caritas der spirituellen Vielfalt braucht eine Schwellenkultur: den Wechsel „von einer Logik abgrenzender, die Gegenseite negierender Differenz“, die auf Spaltung und Diskriminierung setzt und sich „durch Schließung, Fremdheit und Berührungsarmut arrangiert“, hin zu einer Logik der Durchlässigkeit und des Übergangs, die „Bühnen dramatischer Freiheit und der geteilten Verbindlichkeit des Dialogs, des Fremden und des Eigenen inszeniert“. Die Herausforderung lautet, eine „Grammatik der Anschlüsse, des Austauschs, des Transfers“ zu entwickeln, welche die caritative Wertbindung nicht ersetzbar, sondern übersetzbar macht. Statt Abgrenzung ist die „Vernunft des generalisierten Austauschs“ gefragt. Hierfür braucht es zum Beispiel – so Hans Joas – bindende gemeinsame Verfahren (Prozeduren), die Fähigkeit, die Welt mit den Augen anderer zu sehen (Empathie), und das Bemühen um Wertegeneralisierung. Dabei geht es um Prozesse, in denen die Vertreterinnen und Vertreter „unterschiedlicher, partikularer Werttraditionen ein allgemeineres, meist auch abstrakteres Verständnis ihrer Gemeinsamkeiten entwickeln. Ein Beispiel wäre etwa der christlich-buddhistische Dialog über Nächstenliebe und Mitleid oder über Menschenrechte und Menschenwürde“. Prozeduralisierung, Empathie und Wertegeneralisierung sind nur möglich, wenn keine der spirituellen Ressourcen „der anderen zumutet, sich selbst aufzugeben, und wenn nicht von allen religiösen Traditionen erwartet wird, zugunsten rationalistischer Begründungen zurückzutreten. Bei der Wertegeneralisierung bleibt vielmehr die affektive Stützung einer religiösen Tradition, ihre partikulare bindende Kraft erhalten“. Andere – lohnende – Chancen, dem Bedarf nach Einheit in der Vielfalt und dem Bedürfnis nach Konsens Raum zu geben, liegen darin, die inzwischen gut erforschten unterschiedlichen und auch konträren Organisations(welt)bilder – das Bild des Hauses, das Bild der Inspiration, das Bild des Ansehens, das staatsbürgerliche Bild, das industrielle Bild, das Bild des Marktes –, welche in der organisierten Caritas leitend sind, zu erschließen und auf ihre tragende Kompromissfähigkeit hin zu prüfen.

Quelle:

Michael N. Ebertz / Lucia Segler: Spiritualitäten als Ressource für eine dienende Kirche - Die Würzburg-Studie, Würzburg (Verlag Echter) 2016, S. 251 ff. (Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages.)